

**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin  
**Herausgeber:** Verein Saiten  
**Band:** 5 (1998)  
**Heft:** 49

**Artikel:** Von Trödlern, Pöstlern und der schönen Loredana : das Südost-Quartier  
**Autor:** Kehl, Daniel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-885662>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gelb und Rot: Oben die Pöstler, unten das Milieu. Dann stiegen die Ansprüche, und die schöne Ordnung zerfiel. Daniel Kehl über das Südost-Quartier 1964 bis 1998.

# Von Trödlern, Pöstlern und der schönen Loredana

## Das Südost-Quartier: Der Charme des Kleinbürgertums

Alles Dreck. November 1964. Die Strasse eine Schotterpiste, Hühnerleitern als Aufgänge – und schon stehen die ersten Mieter vor der Tür. Nur Familien mit mindestens zwei Kindern. Weitere Bedingung: Vom Bund angestellt und Mitglied der Wohnbaugenossenschaft.

Mein Block war mehrheitlich gelb: B. (Post, uniformiert), S. (Telefon), E. (Empa), K. (Post, diplomiert), M. (Post, uniformiert), Z. (Post, uniformiert).

Die Post hatte die Familien in die Stadt gelockt. Paketausgabe, Briefausgabe, Bahnpost, das war meist die Arbeit der Väter.

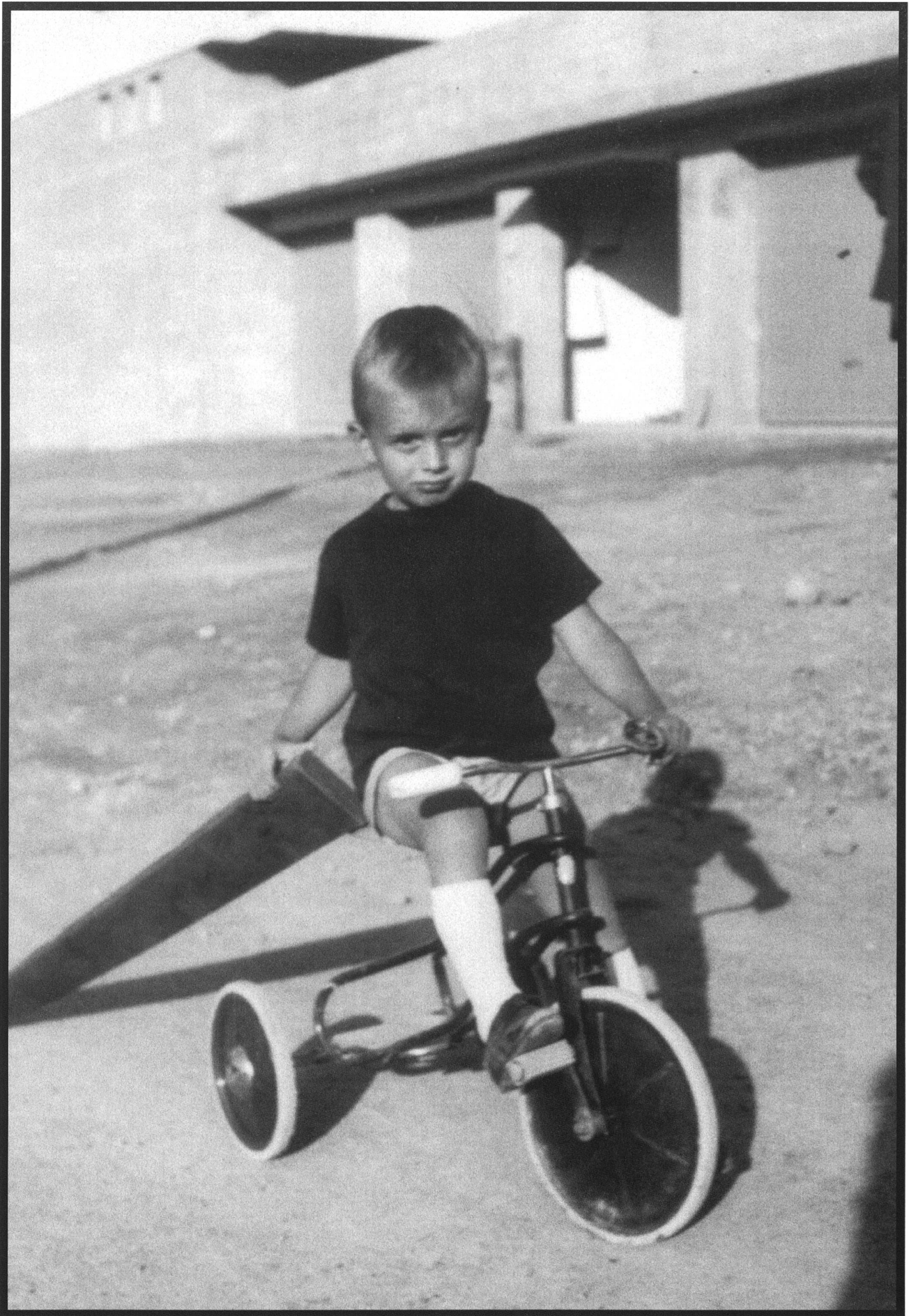
Der «Dreilindengang» war eine architektonische Setzung ohne Rücksicht. Die «Zuckerwürfel» – so taufte eine Bewohnerin des gegenüberliegenden Rosenbergs die Blockreihe liebevoll ironisch – waren in kürzester Zeit hingeklotzt worden. Das Geld kam zu Vorzugsbedingungen vom Bund, weil sein Personal laut über die fehlenden Wohnungen für Familien in der Stadt klagte. Damals wohnte man noch dort, wo man arbeitete. Doch wehe dem, der den Schoss der gelben Familie verliess: Als der uniformierte Pöstler G. zur «Kantonalbank» wechselte, war das für andere Pöstler ein Grund, ihn auf die Strasse zu setzen. «Einmal Post, immer Post».

## Basisdemokratie im Treppenhaus

März 1998. Zwei Kinder spielen auf der Strasse. Die Mutter schaut zu. Leere, Stille, einzelne Spaziergänger. Das Weiss der Mauern ist grau geworden.

Fast ein ein Dutzend GenossenschaftlerInnen wollen ausziehen. Sie waren seit dem Beginn dageigewesen, ihre Kinder sind längst weg. Nun verlassen auch sie ihre Wohnung, die renoviert werden soll. Sie haben all die Jahre günstig gewohnt. Die Genossenschaft war nicht immer clever gewesen, denn sie hat die Risiken ungleich verteilt: Wer bleibt, zahlt mit höheren Mieten auch die versäumten Renovationen der Vergangenheit mit.

Einige sagen, das sei der Preis solcher handgestrickter Wohnexperimente. Mancher Genossenschafts-Präsident im Nebenamt kümmerte sich eher um eingeschlagene Fensterscheiben und den Waschplan als um Investitionen und scharf



15. Juli 1965. Der dreijährige Daniel Kehl auf dem Dreirad. Im Hintergrund: Die «Zuckerwürfel» – die Blocks der Wohnbaugenossenschaft.  
Foto: Privatarchiv



Sanchez weg, der «Walfisch» gestorben und Debrunner tot. Was vom «alten Linsebühl» geblieben ist: Die Bäckerei Capelli, Velo Pfiffner und – Tür an Tür mit einem Sex-Shop – die Metzgerei Locher.

Alle Fotos: Leo Boesinger

kalkulierte Mieten. Andere geben offen zu, dass ein frischer Wind dem «Dreilindenhäng» nichts schadet, denn die Basisdemokratie im Treppenhaus hatte auch ihre aufreibenden und hässlichen Seiten. Die jährliche Hauptversammlung der GenossenschaftlerInnen sei oft «der reinste Kindergarten» gewesen. Statt über Freizeiträume für die Jugendlichen stritt man sich über die Sperrfristen für den Waschtumbler und ungenügend gereinigte Treppenhäuser.

Längst vorbei. Die Genossenschaft war in den letzten Jahren überhaupt froh, wenn sie ihre Wohnungen vermieten konnte.

Wer von den Alteingesessenen bleibt, weiss warum. Nachbarschaftshilfe spielt mehr denn je. Da planen solche zusammen eine Velotour, die früher über Express, Rebutts und Chargés-Briefe kommunizierten. Heute denken sie gemeinsam darüber nach, was als Fronarbeit anfällt.

### Im Keller ein Autonomer Spielsaloon

20. Oktober 1974. Kinderspiele. Block zwanzig schnappt sich den J. vom achtzehn und fesselt ihn an einen Baum. Der Vater von J. hört seine Schreie und befreit ihn eigenhändig. Er verpasst dem Anführer vom zwanzig eine gesalzene Ohrfeige.

Zehn Blocks à sechs Wohnungen macht mehr als hundert Kinder, die zu diesem Wohnexperiment mit staatlicher Beihilfe zusammengewürfelt wurden. Block zwanzig erkämpfte sich als einziger einen «Spielsaloon» im Keller. Dort spielten sie Theater, küsst sich und zerstörten alte Schlagerplatten. Auf Zusehen hin geduldet, schrittweise den Erwachsenen abgetrotzt, bis der Prozess nicht mehr umkehrbar war. Eine erfrischende Gleichgültigkeit der Erwachsenen.

Was aus ihnen wurde? Einige suchten so wie ihre Väter Schutz und Sicherheit bei einer grossen, starken Firma. Manche sind der Post treu geblieben, oder dem was davon übrig geblieben ist: B. arbeitet als Briefträger wie sein Vater und K. bei der «Postfinance».

Einige wurden Lehrer, K. Kindergärtnerin. B. ging zum Militär. S. zur Polizei. M. zur Migros. S. zur Versicherung. Wenige haben studiert. Niemand machte den Uni-Abschluss.

16. September 1971. Abschalten. S. (Post uniformiert, früher FFA) baut in seiner Garage Modellflugzeuge. Am Abend lässt er sie vom Hang über die Blöcke weg hinunter in die Stadt segeln. Kinder folgen dem Flugzeug wie ein Bienenschwarm. Ein Bild wie im Traum.

Was hatten die Erwachsenen ausser einer preisgünstigen Wohnung vom «Dreilindenhäng» eigentlich erwartet? Wer freiwillig mit Dutzenden von Arbeitskollegen zusammenzieht, muss sich doch etwas dabei gedacht haben. Wer gibt denn so mir nichts dir nichts die Trennung zwischen Job und Privatsphäre auf? – «Was willst du? Zu dem Preis gab es doch 1964 einfach keine neue Wohnungen mitten in der Stadt. Mit all dem Grün, zehn Minuten zu den Weihern.»

### Und vorm Fenster ein Vogelkäfig

20. Juli 1970. Gewitter. Auf dem Heimweg vom Familienbad treffen K. und K. (Post, diplomiert und uniformiert, aus dem Rheintal) den Bauern A., der verzweifelt Gabel um Gabel Heu auf den Wagen stemmt. K. und K. werfen die Badetaschen weg und schnappen sich auch eine Gabel. Bauern in St.Gallen. Erste Regentropfen, Wind. Frauen und Kinder feuern die Männer an.

Ein Beamten-Ghetto? Nein, denn die PTT-Kinder und Jugendlichen trieb es hinab in die Südost-Quartierstrassen. Der «Linsebühl» war die tägliche Gegenwelt: Der Alte im dritten Stock, der seine Wohnung erweiterte über Vogelkäfige und einen hängenden Garten vor seinem Fenster. Der Schleichweg hinter den alten Linsebühl-Schindelhäusern, vorbei an den Massage-Salons. Der Billig-Jeans-Verkäufer, der offensichtlich Spass daran hatte, unsere Taillengrösse auszumessen. Der Trödel-Händler, der uns noch den grössten Kram andrehte. – Diese Seite des «Linsebühls», die exotisch schillernde, ist bestens bekannt und als Klischee bei allen St.GallerInnen fest gespeichert.

### Psalmen im «Red Light District»

31. Dezember 1973, 5.55 Uhr. Der Wirt der «Liederhalle», ein Heimweh-Appenzeller in Tracht, lädt uns in sein Restaurant zu Ovo und Gipfel ein. Trommeln und Rasseln am Silvestermorgen hatten es ihm angetan.

Was heisst denn schon «Gegenwelt»? Der «Linsebühl» war auch in den Sechziger- und Siebziger-Jahren trotz Milieu viel kleinbürgerlicher und geordneter, als es die Legende will.

Wo ich die Lateinische Messe auswendig gelernt habe? Restaurant «Bierhus», zweiter Stock. Der Vater des Ober-Ministrants war Bierbrauer beim «Schützengarten».

Im «Linsebühl» wohnte auch der Betreibungsbeamte B. Der Bänkler Z. Der Sanitärinstallateur G.

Schweizer Mittelstand. Ihre Kinder sassen im Schulzimmer allerdings neben S. von der «Linsebühlhof»-Überbauung. Und dieser S. warf schon damals auf dem Schulplatz mit Kondomen um sich. In der Schule mit dabei war auch der Italiener T., dessen Vater Ziegel machte. «Lorena-Loretta-Loredana» – der magische Dreiklang im Hadwig-Schulhaus 1969. Solche



Spisertor: Das Tor vom Zentrum hinaus in den wilden Südosten der Stadt.



Vor dem «Bierhuus»: Daniel Kehl begegnet einem Bekannten.



Ein ganzes Stück Quartierleben blockiert: Anfangs der Speicherstrasse wird seit Jahren an eine Überbauung gedacht.

Namen hatten wir im Dreilindengang vorher nie gehört.

Faszinierender als die ausgeleierte Rede vom «Red Light District» waren die sozialen Gegensätze im Linsebühl selbst. Die Wirtfamilie H. war «tiefschwarz – katholischer als der Papst», soll sich aber geweigert haben, ausländische Gäste in ihrem Lokal zu bedienen. Das griechische Restaurant «Zorbas» und der Coiffeur-Salon «Capri» gehörten auf der anderen Seite so selbstverständlich zum Quartier-Alltag wie der Drogist Debrunner, der noch wie ein Quartierkönig mit seinem Stumpfen durch den Linsebühl schritt, als sein Geschäft längst eine Episode aus einer vergangenen Zeit war.

15. Februar, 1981. Der siebzehnjährige V. erwacht völlig verkatert auf der Küchenbank von Familie H., die trotz des schlafenden Gasts wie gewöhnlich beim Sonntags-Frühstück sitzt. Fragt Frau H. den völlig fertigen V. als erstes: «Möchtest du ein Bier». Der ganze Tisch lacht.

### Lebendiger Quartiergeist: Zum Beispiel in der Metzgerei

Bier und die richtige Mischung aus Gewerbe, Handwerk und Wohnungen. Sie garantierte jene Vitalität und Kraft, die der engagierte, progressive Südost-Quartierverein heute gerne heraufbeschwört: Die Einweihung des Johann-Linder-Brunnens (ja, der weinspendende!), Pfarrer Müllers Weihnachtsfeiern im «Bierhuus», die Tatroo-Läden ändern allerdings nichts daran, dass der alte «Linsebühl» tot ist: Chäs Hangartner – aufgegeben. Comestibles Sanchez – weg. Drogist Debrunner – tot. Restaurant «Grünbühl» – abgebrochen. Und der «Wal-fisch»? Gestorben.

Der Metzger Werner Locher, der sein Geschäft jahrzehntelang Tür an Tür mit einem Sex-Shop erfolgreich geführt hatte, schaute kürzlich wehmütig zurück: «Der Linsebühl – kaputt saniert!»

Das schmerzt. «Weg mit den Hütten, Wohnraum für Familien». Zerstört wurde mehr, ein Wohnbiotop, ein Stück Quartiergeschichte.

Was dieses unmögliche Gebilde «Südost-Quartier» dennoch so einzigartig macht? Der Traum vom durchmischten Quartier – und der ist ungebrochen, was soll der nostalgische Blick zurück. März 1998: Die beiden Brüder T. sind mit ihren jungen Familien zurückgekehrt in das Quartier ihrer Jugend. Vorteile: Zu Fuss zur Arbeit und die Grosseltern gleich um die Ecke.

Ein junger Metzger hat die Metzgerei Locher übernommen. Werner Locher coacht seinen Nachfolger und verschafft ihm bei den StammkundInnen den nötigen Startkredit.

Die Bäckerei Capelli verkauft die besten Gipfel der Stadt. Der Falafel-Laden von «Sindbad» floriert. Velo Pfiffner rollt und rollt.

Nicht zuletzt: Der Quartierverein hat mit Tempo 30 Lebensqualität ins Quartier geholt. Vor weit einflussreicheren Gegenden der Stadt.

Kürzlich ein Telefon erhalten. Eine Bekannte (35, verheiratet, ein Kind) hatte sich eine Wohnung im «Dreilindengang» angesehen. Ob ich da einziehen würde? ■

Daniel Kehl